

stischen Umgestaltung Europas in einen Staatenbund in sich.

Aus Serbien.

Typhusepidemie in Serbien.

London, 10. April. (R. V.) „Daily Chronicle“ meldet aus Belgrad: Kapitän Benet, von einer Reise durch Serbien zurückgekehrt, berichtet, daß die Verhältnisse dort, anstatt besser zu werden, sich täglich verschlimmern. Eine furchterliche Typhusepidemie wütet im ganzen Lande. Um Monastir allein seien 3000 Kranke, aber nur 10 Aerzte. Es besteht ein großer Mangel an Ärzten und Pflegerinnen. Das Land habe seine Alliierten bisher vergeblich um Abhilfe gebeten.

Die Unterdrückung der Mazedonier.

Amsterdam, 10. April. Die serbische Gesandtschaft in London gibt bekannt: Da die Bulgaren bestreben, daß die Vanden in Bulgarien gebildet wurden, und behaupten, es handle sich um eine Auflehnung durch Serbien unterdrückter Mazedonier, richten die serbischen Journalisten an die großen europäischen Zeitungen und Telegraphenagenturen die Bitte, Vertreter nach Serbien zu entsenden, um an Ort und Stelle eine Untersuchung anzustellen. Der Verband serbischer Journalisten ist bereit, die Reisekosten zu bestreiten.

Armee und Marine.

Hafenadmiralats-Fragebefehl Nr. 101.

Marineoberinspektion: Linienschiffsleutnant Handler. Garnisonsinspektion: Hauptmann Winkovic vom Festungsbahnhauptkommando. Herzliche Inspektion: Landsturmarzt Dr. Lomicich.

Vom Tage.

Requiem für Zegethoff. Am 13. d. M. um 9 Uhr vormittags findet in der Marienkirche ein feierliches Requiem für verewand Seine Excellenz Vizadmiral Wilhelm von Zegethoff statt.

Statthaltersekretäre Guido Pajze gestorben. Laut einer telegraphischen Mitteilung ist Herr Guido Pajze, Statthaltersekretär und Hauptmann i. E. des Landwehrinfanterieregimentes Nr. 5, nach langem schweren Leiden in Pottsdam verschied. Er entstammte einer angesehenen, seit dem 17. Jahrhundert in Triest ansässigen Kaufmannsfamilie. Er wurde am 29. Mai 1868 in Triest geboren. Während seiner Dienstzeit in der politischen Verwaltung war er bei der Statthalterei in Triest, in der Folge bei den Bezirkshauptmannschaften in Lussin, Tolosca, Beglia und Pola und zuletzt seit 12. Dezember 1910 beim Statthalterrat in Triest zugeordnet. Mit ihm verliert die politische Verwaltung des Küstenlandes einen begabten, fleißigen, pflichttreuen und durch mehrfache Belobungen ausgezeichneten Beamten. Er war Besitzer des luxemburgischen Ritterkreuzes, des Militär- und Zivilverdienstkreuzes Adolfs von Nassau und des preussischen Roten Adlerordens 4. Kl. Zur

Ehrung seines Andenkens haben die politischen Beamten des Statthalterrates in Triest einen namhaften Betrag dem Kriegshilfsfonde gespendet.

Kino Ideal. Heute wird die vortreffliche Künstlerin Henny Porten die Hauptrolle in dem aus fünf Akten bestehenden Meisterwerke „Das Tal des Traumes“, einem äußerst rührenden sozialen Dramas, darstellen. Letzte Schöpfung der Dival!

Einsendung gebrauchter Briefmarken an das Rote Kreuz. Das Präsidium des Zweigeordnetes Pola vom Roten Kreuz bittet alle Kommanden, Behörden, Schulen und überhaupt alle briefempfangenden Personen, die abgestempelten Marken aller Länder und insbesondere die Kriegsbriefmarken, womöglich mit dem Ruwert oder der Karte, zu sammeln und allwöchentlich als Spende in der Vereinskasse, S. Polcarpo 204, abgeben lassen zu wollen, wo sie sortiert und für das Rote Kreuz entsprechend verwertet werden.

Zur Bekämpfung der Malaria. Die alljährliche Bekämpfung der Malaria in Istrien fällt laut Beschlusses der Statthalterei auch heuer nicht aus. Der istrische Landesauschuß hat die bezügliche Mitteilung mit Befriedigung zur Kenntnis genommen, gleichzeitig aber seinem Bedauern Ausdruck verleihen, daß er mit Rücksicht auf die gegenwärtige Lage der Landesfinanzen keinen Beitrag für die Anschaffung von Arzneien zur Bekämpfung der Malaria leisten könne.

Zur Frage der Triester Fleischversorgung. Bekanntlich wurde in der vergangenen Woche ein neuer Höchsttarif für das frische Rindfleisch von der Triester Statthalterei erlassen. Dieser war auf der Grundlage des Großhandelspreises von 224 Kronen aufgebaut. Am 2. d. M. trat jedoch in den Großhandelspreisen ab Schlachthaus eine neuerliche Erhöhung von 16 Kronen ein. Die Triester Fleischhauer, 239 an der Zahl, die auf 6 Triester Großhändler angewiesen sind, haben sich nun an die kompetente Behörde mit der Bitte um neuerliche Abänderung des Höchsttarifes gewendet. Zweifellos würden die Kleinhändler im Falle der Beibehaltung des geltenden Höchstpreises bedeutend geschädigt werden. Andererseits stehen den Interessen dieser Gewerkeklasse die Interessen der gesamten Konsumentenklasse gegenüber, die ebenfalls von den staatlichen und Kommunalbehörden gewahrt werden müssen. Im gegenwärtigen Augenblick handelt es sich darum, zwischen zwei Uebeln zu wählen, ob die Bevölkerung das Fleisch zu einem tieferen Preis einkaufen oder ob sie überhaupt kein Fleisch erhalten soll. Welche der beiden Alternativen man wählen wird, darüber werden die nächsten Tage die Entscheidung bringen. Für die allernächsten Tage ist die Stadt mit den im Schlachthause vorhandenen Viehbeständen versorgt; ob dies aber auch in Zukunft der Fall sein wird, das wird von der Art und Weise abhängen, in der die Frage der Sicherung der Viehbestände gelöst werden wird. In Anbetracht der kontinuierlichen Preis-erhöhungen im Großhandel, welche schließlich und endlich eine — wenn auch unerwünschte — die städtische Konsumentenklasse belastende Abänderung des Marginaltarifes für frisches Rindfleisch zur Folge haben, drängt sich wohl die Frage auf, ob es nicht besser wäre, vor der Festsetzung eines Höchstpreises für den Fleischver-

kauf überhaupt abzusehen und damit die Preisfestsetzung der freien Konkurrenz zu überlassen. Werden doch die Höchstpreise fast dreimal im Monate abgeändert, was auf die Stabilität der Preisgestaltung von keinem günstigen Einflusse sein kann. — Dieser Klageausbruch ist sehr charakteristisch; er zeigt, wie wenig das konsumierende Publikum es im Frieden verstanden hat, seine Vorteile zu wahren, daß es jetzt, im Kriege, einer Handvoll Spekulanten wehrlos ausgeliefert ist, ja, daß es noch froh sein muß, von ihnen überhaupt etwas zu bekommen. Gegen die Wiederholung solcher Zustände gibt es nur ein Mittel — die Selbsthilfe, den Zusammenschluß in möglichst großen Konsumgenossenschaften. Aber wird man in Istrien wohl aus den Ereignissen des Krieges lernen?

Der Krieg und die Pariser Mode. Triumphierend berichtete unlängst ein aus Frankreich in seine Heimat zurückgekehrter Angehöriger eines neutralen Staates, daß das Denken und Sinnen von Paris berart von der alleinigen Fürsorge für den Krieg erfüllt sei, daß sämtliche Modenblätter ihr Erscheinen eingestellt hätten und daß eben niemand an Kleiderputz und Land, sondern nur an die Verteidigung des Vaterlandes denke. Tatsächlich haben die französischen Modejournale ihr Erscheinen eingestellt, aber nicht aus einem bis zur höchsten Spitze getriebenen Patriotismus, sondern einfach aus dem Grunde, weil sämtliche Zeichner, die bisher die Entwürfe geliefert hatten, ebenso wie sämtliche Schneider, die die so hochgeprete Pariser Mode mit ihren Ideen befruchteten, Oesterreicher und Ungarn waren, die zum Teile das Land verlassen haben, zum Teile als Kriegsgefangene in den Konzentrationslagern gehalten werden. Die Untersuchung, die zur Durchsicht der Liste der gesperrten ausländischen Unternehmungen Anlaß gegeben hatte, ergab noch ein zweites überraschendes Moment. Sämtliche Kürschner von Paris sind Oesterreicher und Ungarn. Einseitige haben es schon lange gemerkt und gepredigt, daß nur die flüchtlerliche Massensuggestion uns dazu verleitet, unser gutes Geld ins Ausland zu schicken und auf heimische Erzeugnisse mit einer gewissen Geringschätzung herabzusehen. Nun aber besitzen wir den dokumentarischen Nachweis dafür, daß das, was von Paris an Geschmack und Eleganz zu uns herüberkam, nicht französisch oder pariserisch, sondern gut österreicherisch und ungarisch war. Aber wenn dem so ist, warum sah man doch die schönsten und prächtigsten Dinge nur in Paris und nicht bei uns und in Wien? Sehr einfach, weil, wenn man es bei uns sah, man es als extravagant verurteilte oder, wenn es gefiel, die Preise nicht dafür bezahlte, die man willig ausgab, wenn die Marke „Paris“ dabei war. Das soll und muß jetzt anders werden. Nicht nur während der Ausnahmszeit des Krieges, sondern auch darüber hinaus muß unbedingt jeder es sich zum bedingungslosen Grundsatz machen, nicht aus dem Auslande zu beziehen, was im Inlande zu haben ist. Er — und dieser Er ist nicht selten eine Sie — muß den Staub an die Höhe des heimischen Geschmacks mit sich herumtragen. Dann werden wir erst auf dem besten Wege sein, der unser Vaterland zu bauender wirtschaftlicher Blüte führt.

Aus erster Ehe.

Roman von H. Courths-Mahler.

60

Nachdruck verboten.

Langsam hatte Eva zu Ende gelesen, so langsam, als ob sie Blei statt Blut in den Adern hätte, als ob sie die Buchstaben erst mühsam ansinander reihen müsse. Nun sank sie wie vernichtet zusammen in sich selbst und sah mit starren toten Augen vor sich hin. Schien die Sonne noch? Lag da unten das Tal noch in derselben friedlichen Schönheit vor ihr, wie zuvor? War nicht ein schwerer, dunkler Schatten über alles gebräutet, was ihr zuvor licht und schön erschienen war?

Sie schauderte zusammen wie im Frost. Licht und Wärme waren plötzlich aus ihrem Dasein verschwunden. Hilflos, verstört sah sie sich um in dem hohen, gewölbten Gemach. Eines faßte sie nur: Das hier in diesem Zimmer mit einem Male ihr ganzes, grosses, reiches Glück begraben worden war. Sie würde nun nie mehr froh und glücklich sein können. Vorbei war es mit allem, was ihr das Leben jetzt so reich und schön gemacht hatte. Dieser furchtbare Brief hatte ihr das Kostlichste geraubt, den Glauben an die Liebe ihres Mannes. Götz ein Lügner! — mit Berechnung und Vorbedacht hatte er sie an jenem Abend aufgesucht, nachdem er in Berlin von seiner Tante erfahren hatte, dass sie die Erbin ihrer Mutter sein würde, — sie war die reiche Frau, die er gesucht hatte seit langem. Schnell war er zurückgekehrt, um sich ihre Hand zu sichern, ehe die Rückkehr ihrer Mutter bekannt würde; seinen scharfen Augen war es

nicht entgangen, dass sie ihr törichtes junges Herz an ihn gehängt hatte.

Vielleicht war es ihm sehr schwer geworden, dem „greulichen kleinen Monstrum“ Liebe zu heucheln. O, das schreckliche Wort, wie es sich scharf in ihre Seele bohrte, wie sie plötzlich wieder Götz mit spöttischem Lächeln und kalten, — ach, so kalten Augen vor sich sah. Dass sie es für möglich gehalten, seine Liebe gehöre ihr, — die er erst verabscheut hatte! Es war ihm wohl ein grosses Opfer gewesen, eine schwere Ueberwindung, ihr Liebe zu heucheln. Die Not zwang ihn dazu; er musste ja eine reiche Frau haben. Deshalb war er damals so leicht darüber hinweggegangen, dass sie arm war; er hatte gewusst, dass diese Armut durch ein reiches Erbe vordrängt wurde.

Und sie hatte ihm geglaubt und war so selig gewesen, dass er sie liebte, trotz ihrer Armut. Sie hatte ihm offen gezeigt, wie grenzenlos sie ihn liebte, hatte ihm ihr ganzes Herz zu eigen gegeben. Vielleicht war ihm das sehr lästig gewesen. — O, — die Schmach! Wie sie sich schämte!

Lüge, — alles Lüge!

Sie stöhnte auf in wilder Qual und sass wie zerschmettert, wie zu Boden gedrückt vor dieser furchtbaren Entdeckung.

Lüge war alles gewesen. Lüge seine Werbung, Lüge seine Liebesworte an jenem Abend, da er um sie warb. Lüge war dann auch alles, was folgte. Sie hatte sich mit Leib und Seele einem Mann zu eigen gegeben, der sie nicht liebte. Er war ritterlich, um es ihr nach der Hochzeit zu zeigen, dass nur ihr Geld ihm erstrebenswert gewesen. Und ein wenig war er ihr wohl auch

dankebar, dass sie ihn aus quälenden Sorgen befreit hatte. Deshalb zwang er sich zur Zärtlichkeit, deshalb heuchelte er Empfindungen, die er nicht besass. Wie schwer mochte ihm das gewesen sein.

Sie sprang plötzlich auf in furchtbarer Erregung. Den schrecklichen Brief krampfhaft in der Hand haltend, lief sie wie gejagt durch die Zimmer. In ihrem Boudoir angekommen, sank sie in einen Sessel und las ihn noch einmal durch, als müsse sie sich jedes Wort einprägen für alle Zeit.

Dann verschloss sie ihn mit müden Händen in ihre Schmuckschatulle. Es war eine rein mechanische Bewegung; sie wusste nicht, was sie tat. Wie leblos fiel sie auf ein Ruhebett. Ihr Körper regte sich nicht, stundenlang lag sie unbeweglich. Aber die Gedanken kreisten wild und qualvoll hinter ihrer Stirn. Was sollte sie tun mit dieser furchterlichen Gewissheit im Herzen?

Sollte sie ihm sagen, dass sie den Brief gefunden, dass sie nun wusste, er hatte sie nur des Geldes wegen geheiratet? Die Zühne schlugen ihr wie im Frost zusammen bei diesem Gedankon. Nein — tausendmal nein, — das konnte sie nicht. Ihm ins Gesicht sagen, dass sie seine Lüge durchschaut hatte, ihn anklagen, dass er mit Heuchelei ihr armes Herz betörte? Schuld und Scham auf seinen geliebten — ach so heissgeliebten Zügen sehen müssen, — nein — nein, — das war ihr nicht möglich, das brachte sie nicht über sich.

Aber ebenso unmöglich war es auch, mit dieser Gewissheit im Herzen in der alten Weise neben ihm hinzulieben, Unwissenheit heuchelnd. Unmöglich, sich den Anschein zu geben, als

Frankfurt

Die Sachmal Crispi als er in F aufsuchte, u gen französ mit Bemigern zusam Festmahl E Deutschland nale Einhei tember, den tendenden Vol tet hatte wesen, dem litärischer die er ihm war zu sp nisse meh um darin Hauptstad Wieder heissem B Unterstüt gewinnen. der Franz sungen u wer Dank Frankreich zum Bes weggenom Entrüstu Kunde, d voyon, d Begährlic worden Frankroi des nati Truppen hende P Bundesg Und wenigest und Pl leisteto Volkes, tigen V den Mi hatte, Oudino mit 35 liess. den Ma Nizza nien, telmoe Neapel sische gelten sonder Und i

glaub mögli erlog sen.

F in de erwa muss wahn zu la sie s

A Ihr sehr nicht Und schle weit sehr Schm zuve

Nam stör

fon. mor laue

glät ger nen Ko

Frankreich und Italiens Einheit.

Die Sachsen der lateinischen Rasse hat einmal Crispi seine Landsleute genannt, damals als er in Friedrichsruh den Fürsten Bismarck aufsuchte, um über Massregeln zum Schutz gegen französische Angriffe zu beraten. Er kam mit Bennisen und andern deutschen Parteiführern zusammen und tauschte mit ihnen beim Festmahl Erinnerungen aus an die Zeit, wo Deutschland und Italien gemeinsam ihre nationale Einheit errungen hatten, an den 20. September, den die enge Fühlung zwischen den leitenden Volksvertretern beider Staaten vorbereitet hatte. In der Not war Napoleon geneigt gewesen, dem jungen Königreich um den Preis militärischer Hilfe die Zugeständnisse zu machen, die er ihm lange Jahre verweigert hatte. Es war zu spät; Italien bedurfte keiner Zugeständnisse mehr; Viktor Emanuel ging nach Rom, um darin zu bleiben, und seine unantastbare Hauptstadt zu behalten.

Wieder in der Not umwirbt Frankreich mit heissem Bemühen Italien, um dessen militärische Unterstützung, wieder gegen Deutschland, zu gewinnen. In allen Tonarten wird das Verdienst der Franzosen um die italienische Einheit gesungen und an die Dankbarkeit appelliert. Aber wer Dank begehrt, hat seinen Lohn dahin. Und Frankreich hat sich den Lohn für alles, was es zum Besten Italiens geleistet haben will, vorweggenommen. Wer gedächte nicht der bitteren Entrüstung, in die Garibaldi ausbrach bei der Kunde, dass seine Geburtsstadt Nizza, dass Savoyen, das Stammland des Herrscherhauses, der Begehrlichkeit Frankreichs zum Opfer gebracht worden waren! Nicht die Freundschaft leitete Frankreich, sondern der Eigennutz. Nicht um des nationalen Prinzips willen liess es seine Truppen marschieren, sondern um ein paar blühende Provinzen einzustecken auf Kosten seines Bundesgenossen.

Und als dieses Ziel erreicht war, hat dann wenigstens Frankreich die italienischen Wünsche und Pläne ehrlich gefördert? Auch dann noch leistete es den Bestrebungen des italienischen Volkes, die auf Rom gerichtet waren, nachhaltigen Widerstand, wenn auch nicht immer mit den Mitteln, die es im Jahre 1849 angewendet hatte, als es durch die Geschütze des Generals Oudinot die ewige Stadt vom Janiculus aus mit 3500 Bomben und Granaten überschütten liess. Aber wenn die Italiener nach Umbrien und den Marken gingen, so verlangte Frankreich zu Nizza und Savoyen auch noch die Insel Sardinien, zur »Abrundung« seines Besitzes im Mittelmeer. Und wenn die Bourbonenherrschaft in Neapel ein Ende haben sollte, was die französische Regierung nur mit starkem Vorbehalt gelten liess, so sollte nicht Viktor Emanuel, sondern Lucian Murat die Erbschaft antreten. Und in Rom blieb ein französisches Besatzungs-

haer von 24.000 Mann, auf dass die Büme der italienischen Einheit nicht in den Himmel wuchsen.

Franz II. von Neapel war geschlagen und nach der Festung Gaeta geflüchtet. Wer ihn dort schützte, das war ein französisches Geschwader. Als Gaeta nicht mehr zu halten, und das Geschwader abgeseget war, da schiffte sich der entthronte König nach Rom ein — auf einem französischen Dampfer. Dass Italien seine natürliche Hauptstadt erlange und seine nationale Einheit kröne, hat lange Zeit niemand verhindert als Frankreich. Wie es mit dem Gedanken spielte, ein Bündnis mit Oesterreich durch die Rückgabe Venetiens an die Habsburgische Monarchie zu erkaufen, so verkündete es durch den Mund seines Generals Faily nach der blutigen Schlacht von Mentana, dass die Chassepotgewehre Wunder verrichtet hatten. Wunder gegen wen? Gegen die Italiener. Und am 5. Dezember 1867 sprach Frankreichs Ministerpräsident Rouher unter dem stürmischen Beifall der Kammer, dass die nach Rom geschickten Truppen dort bleiben würden: »Im Namen der französischen Regierung erklären wir: Italien wird sich Roms nicht bemächtigen! Nein! Niemals!« Obgleich an demselben Tage der italienische Ministerpräsident im Parlamente versicherte: »Rom ist für Italien ebenso nötig wie Paris für Frankreich.«

Wer die Zeugnisse für den Widerstand, den Frankreich dem italienischen Einheitsdrang geleistet hat, im einzelnen prüfen will, der mag sie im Aprilheft der »Deutschen Revue« nachlesen. Der Archivrat Dr. Lulvès in Hannover hat sie dort mit gebührender Gründlichkeit zusammengetragen. Man kann da auch von dem italienischen Zorn über die »Mörder von Mentana« erfahren, von den verspäteten Bemühungen Frankreichs um das Bündnis gegen Deutschland, von dem Ausspruch Crispis, dass Rom am 20. September 1870 besetzt wurde »dank den deutschen Siegen, die man Italien zugemutet hatte zu verhindern.« »Das Sehnen der italienischen Patrioten nach ihrer Hauptstadt war erfüllt; aber Niederlage und Demütigung Frankreichs waren erst dazu nötig gewesen.« Doch nicht nur das Frankreich Napoleons hatte diese Politik getrieben; es wurde auch die Politik der Republik. Dem Einzug Viktor Emanuels in Rom blieb der Vertreter der Republik fern, er wurde bald darauf abberufen, um erst nach acht Monaten einen Nachfolger zu erhalten. Und das französische Kriegsschiff »Orenocque« wurde noch lange nicht aus dem Hafen von Civitavecchia abberufen, wo es den Anspruch der Republik auf die Schutzherrschaft über Rom versinnlichen sollte.

Louis Veillot hat in den siebziger Jahren offen verkündet, wenn Frankreich erst stark genug sei, werde es zwei nationale Einheiten zerstören müssen, die deutsche und die italienische.

Er war freilich ein Klerikaler von der schärfsten Tonart. Aber Thiers war kein Klerikaler, war der erste Präsident der neuen Republik, und doch scheute er sich nicht, am 22. Juli 1871 in der Pariser Kammer das Königreich Italien als eine Schöpfung der »verflossenen Regierung in ihrer unglückseligen Verblendung« zu bezeichnen und sich zu rühmen, von allen Zeitgenossen derjenige zu sein, »der am wenigsten zur Einheit Italiens beigetragen hätte.« Er gab der Stimmung Ausdruck, die im französischen Volke herrschte. Ein einiges und starkes Italien gilt den Franzosen als eine Schwächung der eigenen Macht, als eine Gefahr für die eigene Zukunft. Diese Anschauung über die »Sachsen der lateinischen Rasse« ist auch in der Folgezeit nicht lediglich graue Theorie geblieben. Ueberall stiess Italien auf die Gegnerschaft der französischen Republik. Sie hat ihm unter schönem Bruch feierlicher Zusagen Tunis, sein nächstes Hinterland, genommen; sie hat jedem Versuch seiner überseeischen Ausbreitung Hindernisse bereitet und blickt schein auf die Erythra wie auf Libyen. An Herausforderungen und Beweisen der Geringschätzung hat es Frankreich nicht fehlen lassen.

Der neueste Roman von
LUDWIG GANGHOFER



**DIE TRUTZE
VON TRUTZBERG**
eröffnet den neuen Jahrgang der
„GARTENLAUBE“

glaube sie an seine Liebe. Und tausendmal unmöglich — o furchtbarer Gedanke — sich seine erlogenen Zärtlichkeiten länger gefallen zu lassen. — Aber was dann?

Fortlaufen? Nach Woltersheim — sich dort in den stillen Weiher werfen und nie, nie mehr erwachen? Wie das lockte, wie gut das sein musste, still zu werden, nicht mehr von diesem wahnsinnigen Schmerz die Brust zerfleischen zu lassen. Was lag ihr noch am Leben, wenn sie seine Liebe nicht besass?

Aber nein, — auch das durfte nicht sein. Ihr Vater, — ihre Mutter! — Sie würde ihnen sehr wehe tun; und dann er, — er? Musste er nicht ahnen, was sie in den Tod getrieben hatte? Und dann war auch sein Leben vernichtet, so schlecht war er nicht, um danach unbekümmert weiter leben zu können. Und sie liebte ihn zu sehr, um ihm das anzutun. Ach, — zu ihrer Schmach liebte sie ihn heisser, schmerzlicher als zuvor.

Götz, — Götz!

Sie wimmerte in höchster Seelenqual seinen Namen und richtete sich auf, wild und ungestört um sich blickend.

Die Sonne war schon im Untergehen begriffen. Ihre schrägen Strahlen fielen in das Zimmer und bekämpften noch die in den Ecken lauende Dämmerung.

Eva sprang auf und strich sich mechanisch glättend über das Haar. Sie hielt es nicht länger aus in dem engen Zimmer; die Mauern schienen sie erdrücken zu wollen.

Wie sie ging und stand, lief sie hinaus.

Ihre Zofe begegnete ihr draussen auf dem Korridor und fragte, ob sie Befehle hätte. Eva

schüttelte den Kopf und ging an ihr vorüber. In der Halle sass in der Ecke ein Diener. Er war eingeknickt und sah nicht, dass sie hinausging. So bemerkte niemand ihr Fortgehen.

Die Zofe ging hinunter in das Souterrain und neckte sich mit dem Lakaien; sie vergass ihre Herrin schnell.

Eva liel den Berg hinab in den Wald. Wie eine Nachtwandlerin, den Blick starr geradeaus gerichtet, schritt sie auf dem Waldweg weiter. Und dann verliess sie den bequemen Pfad und drang in das Dickicht ein. Es war ihr fast eine Wohltat, dass sie die Zweige in das Gesicht schlugen, dass sie sich mühevoll Bahn brechen musste. Wie lange sie so gegangen, wusste sie nicht. Sie hatte keine Ahnung mehr, wo sie sich befand. Müde und erschöpft hielt sie endlich inne und warf sich, das Gesicht nach unten, auf den weichen, rasenbewachsenen Waldboden nieder.

Hier lag sie in völliger Erschöpfung, stumpf und teilnahmslos, wie ein verwundetes Tier, das einen einsamen Fleck zum Sterben aufgesucht hat. Zeit und Ort kamen ihr nicht zum Bewusstsein. Sie schrak erst auf, als ein furchtbarer Donnerschlag prasselte und ein orkanartiger Sturm losbrach.

Erschrocken hob sie den Kopf und blickte um sich. Es war finstere Nacht ringsum. Der Regen begann im schweren Tropfen zu fallen.

Langsam richtete sie sich vollends empor und tastete mit den Händen um sich, wie eine Blinde. Wieder krachte der Donner, und ein greller Schein blitzte zugleich auf. Donner und Blitz folgten aufeinander. Und der Regen

rauschte hernieder und durchnässte sie bald bis auf die Haut.

Instinktiv tastete sie sich weiter. Sie stiess sich oft, stolperte und griff nach einem Halt. Tausend unheimliche Stimmen erwachten im Walde. Ein Reh streifte an ihr vorbei, und ein Eichkätzchen sprang über ihre Schultern. Die tiefe Dunkelheit ringsum war ihr unheimlich. Eine nervöse Furcht erfüllte sie. Hastig eilte sie weiter und suchte mit grossen Augen die Schrecknisse zu durchdringen.

Sie schauerte zusammen. Ihre Kleider legten sich feucht und kalt um ihre Glieder, und ihre Schuhe waren gleichfalls völlig durchnässt, denn sie waren sehr dünn und fein und nicht für solche Wanderung berechnet.

Todmüde schleppte sie sich weiter. Und endlich fühlte sie, dass sie aus dem Walde heraus auf einen freien Weg kam. Schnell wollte sie weiter eilen; aber in demselben Augenblick wich der Boden unter ihren Füßen, und sie stürzte in einen Graben, — stürzte so unglücklich, dass sie vor Schmerz laut aufschrie.

Sie wollte sich erheben, aber es ging nicht. Ihr rechtes Bein schmerzte ihr so sehr, dass sie sich nicht bewegen konnte. Stöhnend suchte sie sich wieder und wieder aufzurichten; aber schliesslich musste sie es aufgeben. So lag sie hilflos, eine Beute seelischer und körperlicher Schmerzen; und in ihrem Jammer betete sie, der liebe Gott möge sie sterben lassen.

Eine wohlthätige Ohnmacht umfing endlich ihre Sinne und entrückte sie auf kurze Zeit dem Grauen, das ihre Seele gefangen hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Mehrtägige Schlachten. Die Kämpfe, die schon seit vielen Tagen in den Karpaten stattfinden, werden allgemein als „die Karpatenschlacht“ bezeichnet. Inwiefern es sich hier um eine zusammenhängende Schlacht handelt oder um gleichzeitige, von einander mehr oder weniger unabhängige Kämpfe, läßt sich im Augenblick sagen, da authentische, zusammenfassende Darstellungen erklärlicherweise noch nicht vorliegen können. Tatsächlich wurden auch schon in diesem Kriege mehrtägige zusammenhängende Schlachten ausgefochten; wir erinnern nur an die große Schlacht bei Limanowa-Lapanow, die mit der Zurückdrängung der Russen in Westgalizien endete: die Kämpfe hatten schon am 28. November 1914 begonnen, die Hauptentscheidung fiel am 11. Dezember, während die Verfolgungskämpfe noch bis zum 17. Dezember andauerten. Die mehrtägigen Schlachten im russisch-japanischen Kriege — die Schlacht bei Liau-Sang (24. bis 31. August 1904), am Schaho (15. bis 18. Oktober 1904), bei Mukden (24. Februar bis 10. März 1905) — wurden vielfach als ein kriegsgeschichtliches Novum betrachtet, hervorgerufen durch die intensive Anwendung der Feldbefestigung, welche wieder eine Folge der Entwicklung der Feuerwaffen war. In der Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870/71, die noch jetzt als eine Lehrmeisterin der Kriegskunst gelten kann, wurden die Schlachten meist an einem Tage entschieden; allerdings gab es auch da die dreitägige Schlacht an der Lisaine (15. bis 17. Säuner 1871), doch weist diese eine so geringe Intensität auf, daß die Gesamtverluste der Deutschen nur 3,7 Prozent, die der Franzosen 6,7 Prozent des Gefechtsstandes betragen. Hingegen kann als eine Vorläuferin der modernen mehrtägigen Schlachten die sogenannte dritte Schlacht bei Plewna im russisch-türkischen Kriege gelten. Auch hier handelte es sich um Festungskämpfe, da die Türken ihre Stellungen anfangs nur durch Feldbefestigungen besetzt und erst im Lauf der Kämpfe ausgebaut hatten. Die Schlacht währte sechs Tage: vom 7. bis 12. September 1877. Auch hier sehen wir anfangs vorwiegend Artilleriekämpfe (7. bis 10. September). Die eigentliche Schlacht spielte sich am 11. und 12. September ab. Die Russen, die die starken Stellungen der Türken erstürmen wollten, erlitten sehr bedeutende Verluste: so verloren die Regimenter des rechten Flügels, die die Orloffa-Redoute nahmen, 27 Prozent, die Regimenter, die im Zentrum vergeblich die Radischevo-Werke stürmten, 34 Prozent ihres Standes. Am meisten hatte aber der linke russische Flügel unter General Skobalew gelitten; dessen Truppen verloren 48 Prozent ihres Standes, einzelne Kompagnien bis zu 75 Prozent. Vom russischen Regiment Wladimir waren von fünf-

zehn Kompagniekommandanten vierzehn tot oder verwundet. Im gegenwärtigen Kriege wurde schon häufig die Beobachtung gemacht, daß die Kavallerie im Gefecht mehr zu Fuß kämpft, so wie die Infanterie, mit dem Feuergewehr, als zu Pferd mit dem Säbel. Das ist auch eine Folge der modernen Kampfweise. Bei Plewna, wo die Kavallerie nicht in der Weise verwendet wurde, ist ihr Anteil auch ein verhältnismäßig geringer: während der mehrtägigen Kämpfe verlor die russische Kavallerie (10.000 Mann) im ganzen 33 Offiziere und 490 Mann an Toten und Verwundeten; das sind ungefähr vier Prozent ihres Standes, während der russische Gesamtverlust fast 17 Prozent des Gefechtsstandes ausmachte.

Einige Daten über Geschosse moderner Schiffsgeschütze. Im Hinblick auf die wichtige Rolle, die im gegenwärtigen Kriege die schweren Schiffsgeschütze spielen, die insbesondere bei der Beschädigung von Küstenbefestigungen, dann im Kampfe der Schlachtschiffe untereinander zur Geltung kommen, ist es nicht ohne Interesse, einige Daten über die Geschosse, die aus den modernen großkalibrigen Geschützen geschleudert werden, kennen zu lernen. Die Geschosse des größtkalibrigen modernen englischen Schiffsgeschützes von 38,1 Zentimeter Kaliber sind nur wenige offizielle Daten bekannt geworden. Soviel ist aber bekannt, daß ein Geschöß 885 Kilogramm wiegt. Außerdem verfügen die Engländer über zweierlei Geschütze von 34,29 Zentimeter Kaliber und solche, wo das Geschützrohr 13,5 Meter (Seelenlänge 30 Kaliber) und wo es 15,4 Meter (Seelenlänge 45 Kaliber) lang ist. Beim erstgenannten Geschütz beträgt das Gewicht des Geschosses 576, beim zweiten 635 Kilogramm. Die anfängliche Durchschlagskraft des letztgenannten Geschosses soll so groß sein, daß es Stahlpanzerplatten, die nach Krupp'schem Muster hergestellt wurden, bis zu 70 Zentimeter Dicke durchschlägt. Die Geschosse der englischen 30,48-Zentimeter-Geschütze wiegen 385,5 Kilogramm und haben eine anfängliche Durchschlagskraft von 54,8 bis 73,7 Zentimeter gegen Krupp'sche Panzerplatten. Die französischen Marinegeschütze M. 1911 von 34 Zentimeter Kaliber werden

auch geheimgehalten. Bekannt ist nur das Gewicht der Panzergranate, welche 540 Kilogramm wiegt. Das Geschößgewicht der 35,6-Zentimeter-Geschütze der amerikanischen Kriegsmarine beträgt 635 Kilogramm, das der 33-Zentimeter-Geschütze 513 Kilogramm. Das Durchschlagsvermögen des ersteren wird nicht bekannt gegeben; hingegen ist das Durchschlagsvermögen des 33-Zentimeter-Geschosses nicht übermäßig groß: es beträgt gegen Krupp'sche Stahlpanzer 35 Zentimeter. Um sich eine Vorstellung von den gewaltigen Dimensionen solcher Geschütze zu machen, sei zum Schluß noch erwähnt, daß das Gewicht des Rohres bei den modernen Schiffsgeschützen schwersten Kalibers sich zwischen 70.000 und 80.000 Kilogramm bewegt, ja dieses Gewicht auch überschreitet: so soll das Rohr des japanischen 35,6-Zentimeter-Geschützes 85.000 Kilogramm wiegen.

Politeama Ciscutti

Heute Montag und morgen Dienstag
Auch für Kinder!

Kinovorstellungen

mit nachstehendem Programm:

Die Toten reden

Großartige Tragödie in 5 Akten. — Filmlänge 2000 Meter.

Normale Preise.

Die Vorstellungen beginnen: um 4, 5:45 und 7:30 p. m.

Abendrapporte in Blockform

als auch

Beförderungskonsignationen

für S. M. Schiffe

sind in der Papierhandlung Jos. Krmpotic, Piazza Carli, erhältlich

R. k. priv. Oesterr. Kreditanstalt für Handel und Gewerbe

Kapital und Reserven zirka 247 Millionen Kronen. — Sitz in Wien.

Die Filiale in Pola

Clivo S. Stefano 3

kultiviert alle in das Bankfach einschlägigen Geschäfte für die in Istrien ansässigen Handels- und Gewerbetreibenden, sowie Private.

Moratoriumfreie Einlagen auf

Sparbücher und im Kontokorrent

werden entgegengenommen.

Kassastunden von 9 bis 12 und von 3 bis 5 Uhr.